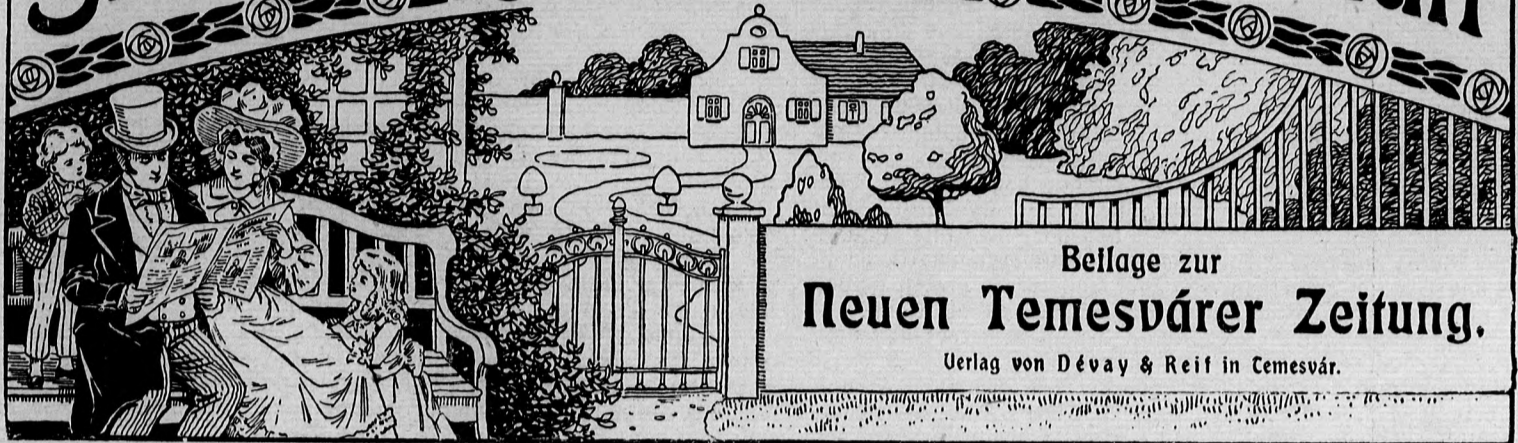


Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zur
Neuen Temesvárer Zeitung.

Verlag von Dévay & Reif in Cemesvár.

Schloß Falkenhorst.

Roman von Ludwig Blümde.



(Nachdruck verboten.)

Sie kommen, sie kommen! Die Soldaten sind da!" so schallte es aus hundert hellen Knabenteulen; und das gab ein Rennen und Hasten, ein Jauchzen und Jubeln, als wäre in dem weltentlegenen, schlichten Dörflein Notenwerba heute die sorglose Jugend unumschränkte Regentin. Es waren die großherzoglichen Jäger, die mit klingendem Spiel in strammem Schritt, trotz des aufreibenden Nachtmarsches, heiteren Sinns ins Dorf einrückten, um in gastlichen Quartieren am morgenden Sonntag von den Strapazen des Wandervers zu ruhen. Wie das funkelte und blühte, wie das strahlte und glitzerte im hellen Morgensonnenschein an den blanken Waffen, an Tschakos und Knöpfen! Wie sie alle frisch und fröhlich und schmutz aussehend, die wackeren Kriegsmänner! —

So etwas hatten die biedern Notenwerbaer seit Menschengedenken nicht gesehen.

Im Dorfe wurden drei Kompagnien einquartiert, eine, die erste, marschierte nach kurzer Rast weiter, um auf den umliegenden Gehöften ein weniger einladendes Unterkommen zu suchen.

„Also das ist Ihre Heimat?“ fragte Leutnant von Boltensstern, ein blutjunges, schmüdes Kerlchen, den ihn um Haupteslänge überragenden, gar zu kriegerisch drein blickenden Oberleutnant Winkler, als man eben von einer waldigen Anhöhe, die das Dorf wie ein lieblicher Kranz umrahmte, in eine weite, öde Ebene gelangte.

„Es war meine Heimat,“ erwiderte der Gefragte mit tiefer, seinem Außern voll entsprechender Stimme ernst und gemessen.

Nach einer Pause, während welcher von Boltensstern seine Zigarre von neuem angezündet und mit dem ihm eigenen, spöttischen Lächeln geringschätzig einen Blick über die mageren Stoppelfelder, die Buchweizenäcker und die prächtig duftenden, goldprangenden, schier endlosen Lupinenstrecken hatte streifen lassen, fuhr Winkler in sanfterem Ton fort: „Sehen Sie, Kamerad, da drüben, wo der Föhrenwald beginnt, das Haus dort mit dem weißen Giebel, das ist die Oberförsterei. Da wohnte mein Vater fünfunddreißig Jahre. — Dort taucht Schloß Falkenhorst aus den Buchen auf! — Schauen Sie nur, wie die Zinnen glitzern! — Es sind reiche Leute, die von Falkenhorsts, sehr reiche Leute, trotz dieser mageren Äcker. — Der Ferdinand, des Schloßherrn einziger Sohn, war in der Kadettenschule mein intimster Freund. — Nun — ist er vornehm geworden — seit er ein tollkühner, in allen Rennen siegender Leibgarde-Husarenleutnant und ich nur ein armer Jägersmann bin! — Er schrieb mir lange nicht.“

Winkler, dessen Herz bei dem langentbehrten Anblick dieser

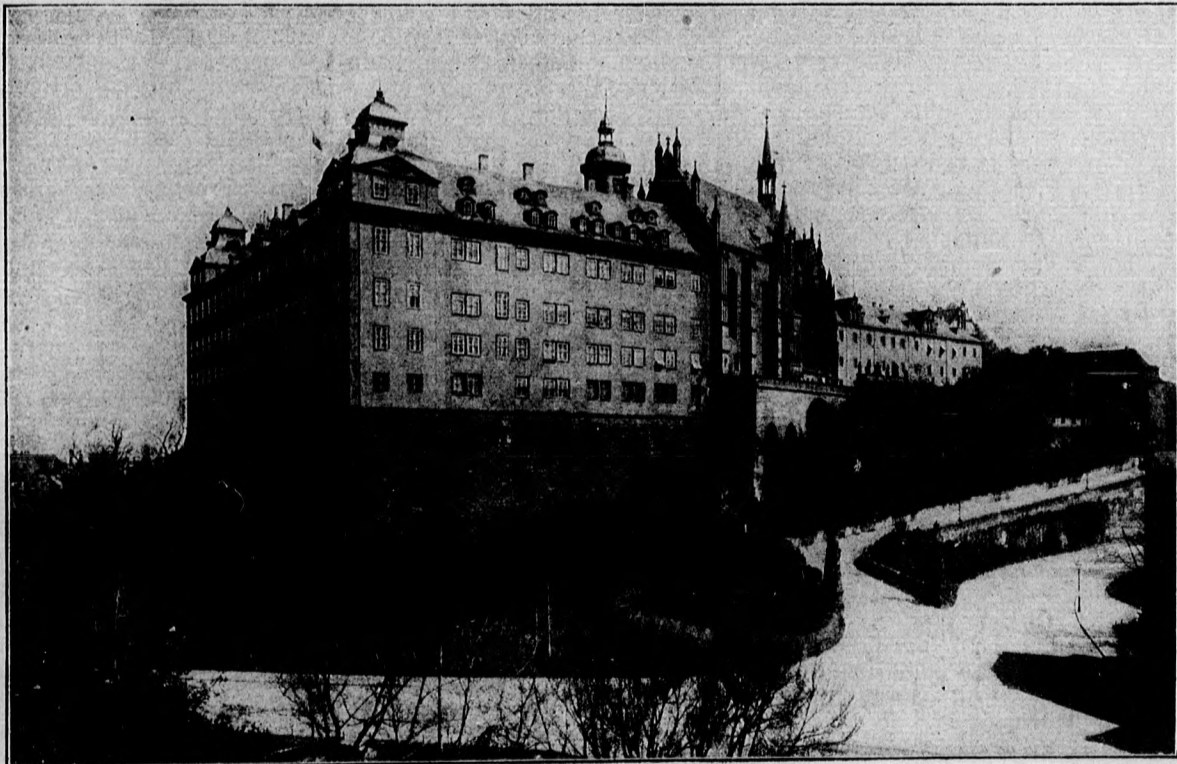
ihm so trauten heimatischen Gefilde aufging, wollte lebhaft fortfahren, als von Boltensstern ihn jäh unterbrach:

„Sehen Sie, Kamerad, die liebliche Amazone dort auf dem feurigen Schimmel! Das ist sicher das Schloßfräulein, — wie?“

Aus dem Buschwerk, das, ungefähr dreißig Schritte von der breiten Landstraße entfernt, einen Weiher umfaßte, sprengte soeben eine

junge, stattliche Reiterin in eng anliegendem, modernem Reitkleid auf edlem Roß den Soldaten entgegen.

Betroffen schaute Winkler auf. „Hm, — das scheint allerdings Agnes von Falkenhorst zu sein,“ erwiderte er zögernd, während es in seinen großen, grauen Augen hell aufleuchtete und die eben in Falten geworfene Stirn sich glättete. „Wie ist sie schön



Das herzogliche Schloß in Altenburg. (Mit Text.)

en, wenn man es
tekt und diese in

ets in verdünnter
man etwas Salz
dem Stod, der
id das Sägemehl

it Glycerin ver-
Mittel, die Hände
zu erhalten. Es
gem Waschen in

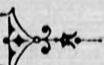
erständige Werke
Beschlagen nicht
er sofort beruht
rstand aufgeben,
ie Ohren unter
Trense klemmt.
oll eine Mischung
tergips sehr wir
ziefer frißt davon
nde, da der Gips
chtigkeit erhärtet
en werden kann.
r wird wieder in

gebracht, wenn
Holzkohlenpulver
rchschaukelt und
ng liegen läßt.
nicht geschüttet
Verfüttern ist es
amit er von der
er befreit wird.

Weiden? Wei-
it scharfem Mes-
jährigem Holze
stücken der Ruten
Die Länge darf
a sein. Gepflanzt
durch ein Ein-
nen und so tief,
mit der oberen
haut.

rz vor dem Aus-
denförmige Ver-
e in die Mulde,

nzen schon man
auf einige Bad-
e in Verführung,
allen zu kriechen.



Wandern,
im zum andern,
die Kräfte.
erbenziele
che kommen,
at genommen,
u dem Spiele.
a Stund' zu Stund',
nenstein zerbrang,
den Grund,
Weg entlang,
daraus trinken?
muß es sinken.
laus Venau.

Wanzes, aber mer!
ht kein ganzes Wert

h.

den Ort

dem Wort.

er der Flüße.

genannt.

Wort bekannt.

us Falck.

stien, gestern.

ausgegeben

geworden," fügte er leiser hinzu. — Doch was ist das? Da bäumt der Vollblutschimmel plötzlich hoch auf, bläht die Rüstern und schießt dann wie ein Pfeil vorwärts. Die Reiterin ist machtlos. Das edle Roß ist durch die plötzlich auftauchenden Soldaten scheu geworden und rast schäumend durch die Reihen der über rascht ausweichenden Jäger gerade auf die rechts von der Straße gährende, steilabfallende Schlucht zu. Ein paar geistesgegenwärtige Leute versuchen dem Schimmel in die Zügel zu fallen, doch vergebens. Tod und Verderben drohen Roß und Reiterin. Wenige Sekunden nur, und — das Schreckliche ist geschehen.

Aber da wirft sich Oberleutnant Winkler dem Schimmel entgegen. Er verfügt über Riesenkräfte und ist als gewandtester Turner in seiner Garnison längst rühmlichst bekannt. Ihm gelingt es, das Pferd zu halten, seine nervige Faust reißt es herum.

Die fast ohnmächtige Reiterin stürzt aus dem Sattel. Doch hilfsbereite Arme fangen sie auf, sie bleibt unverletzt. Mit wankenden Knien steht sie jetzt da, das edel geformte, klassisch schöne Antlitz mit den ausdrucksvollen, dunkelbraunen Augen ist weiß wie Marmor geworden, und über die sonst kirschroten Lippen zuckt es nervös, als hätten die Worte des Dankes, die Agnes auf der Seele brennen, nicht die Macht, begeistert hervorzuquellen, wie es die dem Tode Entrissene ihnen gebietet.

Agnes erkannte in ihrem Lebensretter erst jetzt einen Freund aus vergangenen Tagen, einen Gespielen ihrer Kindheit wieder, sie erkannte Wilhelm Winkler, den frischen, frohen Burschen, den tollkühnen Kadetten, dem einst kein Baum zu hoch, kein Graben zu tief gewesen, wenn es in tollen, übermütigen Knabenstreichen galt, allen anderen über zu sein. Und der ernste Mann, der aus dem wilden Knaben geworden war in des Lebens harter Schule, stand bewundernd und hochbeglückt vor ihr.

"Ich schätze mich unendlich glücklich," sprach er mit strahlendem Antlitz, "daß der Himmel gerade mich zu Ihrem Retter auserlor, mein gnädiges Fräulein."

Dabei hielt er die ihm gebotene zierliche, schmale Hand des jungen Mädchens fest in der seinigen, und sein strenges Gesicht nahm so einen milden, weichen Ausdruck an, daß die Jäger ihren Vorgesetzten kaum wieder erkannten. Doch sie gönnten ihm seine Freude, denn alle, bis auf einige wenige Ausnahmen, verehrten und liebten ihn, trotz seiner Härte im Dienst, da er niemals jemand unrecht tat, überhaupt von peinlichster Gerechtigkeitssiebe und von kameradschaftlichster Fürsorge für die Leute der ihm seit einem Unfall des Hauptmanns unterstellten Kompanie war.

Eine halbe Stunde später lag auch die erste Kompanie im Quartier. Wilhelm Winkler hatte der Müller Hubert, ein ebenso geiziger wie mürrischer Mann, mit schlecht geheuchelter Liebesswürdigkeit willkommen geheißt und ihm eine verstaubte Bodensube gnädig zur Verfügung gestellt, während er Oberjäger und Jäger in der Scheune untergebracht. Doch den jungen Offizier verdross weder das schlechte Quartier noch des Müllers Filzigkeit, er war so heiteren Sinnes, so überglücklich wie einst, wenn er in den Ferien aus der Kadettenschule heimkehrte. Heimatluft war es ja, die er atmete, und tausend gute Freunde draußen in Feld und Flur jubelten ihm zu. Da war kein Baum, kein Weg und Steg, kein Haus und Hof, die er nicht kannte.

Hier von dem offenen Bodensfenster aus bot sich ihm eine wunderbare Fernsicht. Das altherwürdige, herrlich inmitten eines Buchenparks gelegene Schloß Falkenhorst mit dem großen See davor und den finstern Föhren im Hintergrund, die Oberförsterei dort oben, die weiten Ackerflächen, die freundlichen Gehöfte mit den roten Ziegeldächern, alles, alles sah er wie auf einem großen, schönen Gemälde vor sich ausgebreitet. Drumten aber brauste der Strom, der das rastlose Mühlrad trieb, und wie Märchen aus der Kindheit Tagen klangen des Wassers Weisen an sein Ohr, wie jene alten Sagen, die seine Mutter ihnen einst erzählt, wenn Agnes auf ihrem Schoße saß und Ferdinand und er selber sich eng an sie geschmiegt, als wären sie drei treue Geschwister, Kinder derselben geliebten Mutter. Ja, bei Oberförsters war es schön gewesen einst! Das hatten Ferdinand und Agnes so oft wiederholt, als die biederen Winklers nicht mehr in der nächsten Nachbarschaft wohnten.

Ein schweres Herzleiden hatte den alten Winkler gezwungen, sich mit dürftiger Pension aus dem ihm so vertrauten Revier in eine ferne Stadt zurückzuziehen.

Aus seinen Träumen wurde Wilhelm plötzlich durch ein lautes Bochen an der Stubentür aufgeschreckt. Sporenklirrend und mit lautem Säbelrascheln trat da ein schmucker Leutnant in der Uniform der großherzoglichen Leibgarde-Husaren herein. Wilhelm erkannte in dem hochgewachsenen, blonden jungen Offizier auf den ersten Blick Ferdinand von Falkenhorst, seinen früheren intimsten Freund. Ein wenig verlegen zwirbelte derselbe an seinem wohlgepflegten Schnurrbart, während er mit etwas schnarrender Stimme sagte:

"Wilhelm, du bist mir böse, das ist ja zu natürlich. Ich sehe meine Schuld vollkommen ein, es ist unverzeihlich, daß ich deine beiden Briefe unbeantwortet ließ, es tut mir das heute ganz besonders leid. Vergib mir, alter Freund, laß uns wieder Brüder sein, wie einst. Du hast meiner Schwester das Leben gerettet, dafür sind wir dir ewig Dank schuldig. Es soll nichts mehr zwischen unsere Freundschaft treten, darauf meine Hand."

"Laß gut sein, alter Junge," rief Wilhelm mit leuchtenden Augen. "Ich bin ja so glücklich! Ach, die Heimat, die alte, liebe Heimat!"

"Aber nun besinne dich nicht, sofort kommst du mit aufs Schloß. Laß hier den Geiztragen seine dicken Spederbsen, die man schon auf tausend Schritte riecht, allein verzehren. Hab gleich ein Pferd für dich mitgebracht. In fünf Minuten sind wir zu Hause."

"Aber da wimmelt es ja von Einquartierung. Ich kann euch doch unmöglich auch noch zur Last fallen."

"Nun, Agnes befiehlt es. Sie schickt mich her. Das arme Mädel ist kreuzunglücklich, daß sie in der Aufregung so ganz kopflos gewesen und ihrem edlen Retter kaum gedankt habe."

Da warf Wilhelm seine Litewka beiseite und machte in Windeseile Toilette, dabei zitterten seine Hände vor freudiger Erregung. Ferdinand aber erzählte in seiner lauten, begeisterten Weise von einst und jetzt, von der Kadettenschule, von der Residenz, und kam vom Hundertsten aufs Tausendste.

Nun trabten die beiden stattlichen Reiter dahin über die weite, öde Flur. Der geizige Müller mit seinem graustoppeligen, höhnischen Gesicht schaute ihnen triumphierend nach, dem sein Quartiergebld war ihm sicher und Kosten hatte er wegen des Herrn Oberleutnants nun nicht weiter.

Am Ufer des Sees, zu welchem der Buchenpark von Schloß Falkenhorst sanft abfiel, stand hinter Röhricht und Erlengestrüpp versteckt eine weißgekleidete Mädchengestalt, die erwartungsvoll mit ihren großen, klaren, braunen Augen zur nahen Landstraße hinüber schaute. — Agnes von Falkenhorst.

Wie war sie lieblich anzuschauen in dem leichten, hellen Spitzenkleid! So etwas unfaßbar Hehres, Holdes, so etwas wie ein Märchenzauber umwob die zarte, schlanke Mädchengestalt. Echte, reine Jungfräulichkeit sprach aus dem wunderbar schönen, ebenmäßigen Antlitz. Wie ein Heiligenschein umrahmte das üppige, krausgelockte, hellblonde Haar die schneeweiße Stirn.

Agnes war eine gefeierte, vielumworbene Schönheit. Aber sie galt trotz der ihr angeborenen, herzlichen Freundlichkeit und Gutmütigkeit in der Herrenwelt für kalt und spröde.

Ein helles Lachen und lautes Händeklatschen erschreckte die sehnsüchtig Wartende plötzlich. Sie schaute sich um — und wie ein neckischer Kobold stand da ein zierliches Mägdlein, klein wie ein Püppchen, aber mit einem rostigen, frischen, heiteren Schelmengesicht, mit zwei blühenden, grau-grünen Auglein und einem roten Rosenknospenmündchen. Es war Friederike Hellwig, des alten Administrators einzige Tochter und Agnes von Falkenhorsts Vertraute. Ungeachtet ihres Standesunterschieds standen die Altersgenossinnen sich seit frühesten Kindheit nahe wie zwei Schwestern. Die lange Trennungszeit, während welcher Agnes bei Hofe und Friederike bei einem Onkel im Nachbarländchen höhere Bildung genossen, hatte das feste Freundschaftsband nicht zu lockern vermocht. Agnes war eben beständigeren Sinns als Bruder Ferdinand.

"Habe ich dich sehr erschreckt?" fragte Fritschen jetzt mit dem Ausdruck des lebhaftesten Bedauerns auf dem schönen Schelmengesicht.

"Allerdings," schmolte Agnes. "Es scheint, daß man heute nirgends Ruhe hat. Und Doktor Schäfer verbot mir doch nach der Aufregung heute früh jegliche Nervenanstrengung. Habe gerade genug von den ebenso teilnehmenden wie ausdringlichen Husarenleutnants. Der tollste ist Prinz Richard."

"Ach, aber ein schöner Mann! Hatte eben auch die Ehre, von ihm begrüßt zu werden. Doch ich bin zu stolz, selbst von einem Prinzen mich pouffieren zu lassen, bin gerade wie du."

"Nur eine wilde Hummel bist du!"
"Sehr schmeichelhaft! Aber hier müssen sie kommen, Ferdinand und dein kühner Retter. Müßten eigentlich schon in Sicht sein. Wenn der Wilhelm nur nicht eigensinnig ist. Fand es rührend von deinem sonst so stolzen Bruder, wie er sich über deine Rettung freute und sein Betragen gegen den Jugendfreund bereute."

"Ferdinand ist gut von Natur, sein Herz ist edel, aber diese — Windbeutel, auf die er so stolz ist, haben ihn etwas verdorben. Sind übrigens lange nicht alle so leichtlebig wie der Prinz."

Fritschen seufzte und hielt die kleine Hand, teils um der Sonne wegen besser zur Straße hinübersehen zu können, teils um die aufsteigende Röte in ihren Wangen zu verbergen, schüßend über die Augen und räusperte sich verlegen.

„Mir scheint, sie kommen!“ rief sie dann lebhaft aus.
 „Du hast recht! Ich erkenne die grüne Uniform! Hurra, Wilhelm! Sieh, wie statflich er zu Pferde sitzt. Er sieht eigentlich noch schneidiger aus als Ferdinand.“

„Nun, das möchte ich nicht behaupten. Aber gut macht er sich hoch zu Ross, trotzdem er nicht Kavallerist ist.“

„Dich wird er sicher nicht erkennen. Es sind fast acht Jahre vergangen, seit Winklers fortzogen. Wir feierten kurz vorher unsern zehnten Geburtstag, weißt du das noch, Fritzchen? — Weißt du noch, wie der Wilhelm traurig war, der schmucke Fähnrich?“

„Ja, ja, und wir alle. Aber du sprichst ja so hastig, sollst dich ja heute nicht aufregen. Sie sehen uns doch hier, unsere hellen Kleider leuchten!“

Friederike irrt sich nicht.

„Suche!“ jubelte Ferdinand. „Nur heraus aus dem Schlupfwinkel, Husarenaugen sehen scharf!“

Mit verlegenem Nicken huschten die beiden jungen Mädchen davon.

„Wer ist das kleine Fräulein?“ fragte Wilhelm, während seine feurigen Blicke den schlanken, behenden Gestalten folgten und sein Herz in lauten Schlägen pochte.

„Ha, ha, ha, das ist ja mein niedliches Elfschen, das Fritzchen Hellwig! Sieht sie nicht reizend aus, die kleine Fee? Doch, du wirst nachher Gelegenheit finden, sie in der Nähe zu sehen. Aber eins bitte ich dich, hüte dich vor ihren meertiefen und meergrünen Augen! — Ich habe nicht gerne, daß sich ein anderer in diese Zauber-tiefenversenkt. Auch würde es dir übel bekommen, denn die Kleine ist gar spröde und versteht keinen Scherz, trotzdem sie frisch und fröhlich wie ein Vög-lein durchs Leben flattert.“

„Also, du bist in Fräulein Hellwig verliebt?“ erwiderte Wilhelm lächelnd.

„Nun, sei unbesorgt, liebes Fräulein, ich komme dir nicht ins Gehege. Hast du wirklich ernste Absichten?“

„Ach, lieber Junge, da fragst du mich zu viel. Wenn unsereins dürste, was er wollte, wenn nicht die elenden Schranken einer grausamen Etikette uns hemmten! Doch, wie ich sagte, Scherz in diesem Punkte versteht Fritzchen nicht, darum muß ich es schon ernst meinen. Freilich weiß sie bisher noch nichts von meiner Neigung, wenigstens nicht aus meinem Munde. Vielleicht ahnt sie aber etwas. Sie ist so gut gegen mich — und denke doch, welchen Dank wir ihrem Vater, dieser biedern, treuen Seele, schulden! Ihm und deinem Vater haben wir es zu danken, daß unser Ahnenstüb nicht in die Hände der Wucherer fiel, damals, als der leichtlebige Papa zur Herrschaft kam. Ach, wäre Hellwig kein goldtreuer Mann, so hätte er die Entdeckung des Kohlenlagers, durch das Falkenhorst reich und berühmt wurde, für sich behalten, hätte das verwahrloste Gut im Konkurs gekauft und wäre nun Millionär. Oder aber, er hätte zu einem der Gläubiger gehen können und sagen: Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen zu einer Million ver helfe? Bekomme ich die Hälfte ab? Das tat er nicht, der ehrenwerte Mann, er hatte nur unser Interesse wahrgenommen. Dank seiner Treue und der wahren Freundschaft deines umsichtigen und praktischen Vaters kam Grube Helena in Ruf und wir aus allen Schulden. Ohne die beiden Ehrenmänner wäre ich heute nicht Leutnant in des Großherzogs vornehmsten Regiment.“

Während Ferdinand so in seiner lebhaftesten Weise plauderte, schwebte Wilhelm immer nur jene Lichtgestalt mit dem Madonnen-gesicht vor der Seele, er konnte sich nicht losreißen von dem Märchenzauber, der ihn hier in der alten, lieben Heimat gefangen genommen. Aus dem denkenden Manne wurde ein Träumer.

Ganz langsam konnten die Pferde nur vorwärts schreiten, wider Ferdinands Erwarten und zu Wilhelms größtem Leidwesen, denn zufolge anhaltender Regengüsse war der Weg längs des Sees vollkommen überschwemmt, so daß die feurigen, ungeduldigen Rosse fast bis an die Steigbügel in Wasser und Morast waten.

„Langweilig, sehr langweilig,“ brummte der Husarenleutnant. „Solche Hindernisse liebe ich nicht. Der See ist hier so schmal, daß man fast zum Park hinübersehen könnte, und dabei müssen wir hier die Zeit vertrödeln. Die Mädels stehen sicher in einem Versteck und amüsieren sich über unsere Schneckenfahrt. Da kommen uns Papa und Hellwig schon entgegen.“

Es tauchten zwei männliche Gestalten vor dem altertümlichen Schloßhofportal auf. Herr von Falkenhorst und sein Oberverwalter. Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle war der Edelmann in Bewegung, Aussehen, Kleidung und Benehmen. Ein schlichter Biedermann, kraftstrotzend und stark wie ein Eichbaum, war sein erster Wirtschaftsbeamter. (Fortsetzung folgt.)

Meine Susse.

Von Karl Böttcher. (Nachdruck verboten.)

Leutnant Helmer lag in seiner kahlen Kasernenbude auf einer nicht eben weichen Chaiselongue.

Er dachte nach.

Wenn Leutnant Helmer nachdachte, wollte er nicht gestört sein. Das wußten seine Kameraden, das wußten die Ordnonn-zen, und das wußte sein Vorgesetzter, der viele Male Bernhard.

Dieser Bernhard trug auf der rechten Wange ein großes Feuermal, was denn zu dem geistvollen Witz veranlaßt hatte, ihn „Helmers Bernhard-ner“ zu nennen.

Wenn Hans Jochen Helmer nachdachte, hatte aber Bernhard wirklich die Funktion eines treuen Bernhardiners zu übernehmen. Er mußte wachen, daß niemand seinem Herrn zu nahe kam.

Die Mannschaften schlüpfen über die Korridore, Vizewachtmeister Wonniglich hatte seinen Säbel hoch, Frau Wachtmeisters Seidenpinscher zog seine Krallen ein, falls er am Leutnantsquartier vorbeipatpte — kurz: der Korridor der zweiten Schwadron glich in seiner Ruhe einem Friedhof, sobald Bernhard wachte und Hans Jochen Helmer dachte. — — —

Leutnant v. Hennig, Hans Jochens Freund, trälerte vergnügt vor sich hin und trat an Helmers Tür.

Wie ein bissiger Köter schoß Bernhard auf Herrn v. Hennig zu, und aller Subordination zum Trotz flüsterte er energisch: „Wst — Herr Leutnant, nicht singen! Herr Leutnant Helmer denkt nach!“

„Ah — so! Das ist ja wonniglich! — Na, da kommen wir eben noch mal wieder!“ Er ging auf den Behen davon. — —

Hans Jochen war heute in einer Stimmung, die nicht als rosig bezeichnet werden konnte, und es war Herrn v. Hennigs Glück, daß er dem treuen Bernhardiner Order parierte.

Hans Jochen überdachte zunächst die dienstliche Lage seines Daseins. Die war nicht schlecht. Bei den Kameraden beliebt, von seinen Vorgesetzten geachtet und von den Mannschaften vergöttert — na, das war zufriedenstellend. Aber — aber — — die pekuniäre Seite seiner Existenz!! — Hans Jochens Stirn bekam krause Falten. Seine Lage war schief, sehr schief sogar! Das verhehlte er sich nicht einen Augenblick. Die fünf Jahre, durch die er nun den bunten Rock trug, waren nichts als ein ewiges Kämpfen gewesen, ein Balgen mit Rechnungen und Gläubigern.

Sein Vater, ein hoher Gerichtsbeamter, war längst gestorben; von der Pension der Mutter konnte er so gut wie nichts erhalten, und so war sein reicher Onkel Krause sein ewiges Hoffnungslicht gewesen. Auch das war nun erloschen. Vor drei Wochen hatte Herr Krause sich von dieser Welt verabschiedet und ihm nichts weiter hinterlassen als ein altes — Bild, ein Jagdstück in neuester Ausführung. Heute war es angekommen, und Bernhard hatte es über Eck im Zimmer aufgehängt. — — —

Hans Jochen war noch nicht fertig mit Nachdenken; jetzt kam erst der bei weitem schwerere Teil: „Wie soll ich nun meine vierhundert Taler Negativa aus der Welt schaffen?“

„S—s—s—s—s—s—s—!“ summte es durch das Zimmer, intensiv und gleichmäßig.

Neuer Frühling

Nun bricht die Sonne mit einemmal
 Hervor in lichtigem Scheinen,
 Da geht von den Bergen über das Tal
 Ein leises, sonniges Weinen.

Ein Schauer durchrinnt die ganze Welt,
 Ein dunkles, süßes Sehnen;
 Sie lächelt, vom Frühlingsdämmer erhellt,
 In tausend seligen Tränen.

Da rührt sich manch ein dürrer Strauch,
 Und läßt von den Lüften sich kosen,
 Er weiß: für seine Dornen auch
 Kommt wieder die Zeit der Rosen.

So tröst dich, banges Menschengefühl,
 Gib dich in Tränen zufrieden!
 Ein Glück, das nicht zu ferne mehr blüht,
 Ist wohl auch dir beschieden.

München.

Max Kalbed.

Hans Jochen horchte auf. Da — wieder das Summen! Unglaublich! — Die ganze Schwadron erstummte in Starrheit, wenn er nachdachte, und so ein ganz infames Fliegentier



Herzog Ernst II.,
der neue Herzog von Sachsen-Altenburg. (Mit Text.)
E. Wieber, Berlin und Hamburg.

erlaubte sich zu summen, und auch noch in seiner geheiligten, un-mittelbaren Nähe.

„Ruhe!“ schrie er nun erbozt. —

— Das Summen schwoll an.

„Halt 's Maul!“ —

Das Summen erhob sich zu posaunenhafter Größe. —

„Bist du elendes Satansvieh denn ganz von Gott verlassen?“ schrie Hans Jochen in höchsten Zornestönen. —

Mit blitzartigem Griff packte er seinen roten Pantoffel, und — klirr — klirr — — krach!

„Herr Leutnant, was gibt's?“ — Bernhards scheidiger Kopf fuhr durch die Türspalte.

„Schaf, ewiges! — Siehst du nicht, daß ich mit sicherem Wurf das Erbteil meiner Väter zerschmettert habe?“ —

Mensch, du gehst sofort drei Tage ab, — drei Tage in die Lade, wenn du mir nicht augenblicklich dieses Satansvieh, diese gottvergeffene Fliege arretierst und mir zur Füllierung vorführst. — Aber krümme ihr kein Haar, verstanden?! — Ich will selbst eine fürchterliche Strafe erdenken — und wenn ich sie in dem Kaffee ersaufen lassen sollte, den du mir heute gebraut hast!“

„Herr Leut-“

„Aus! — Los, auf die Jagd!“ —

Und Bernhard ging auf die Jagd. — Bald hockte er auf dem Kleiderschrank, bald auf dem Ofen. Die Fliege ließ sich das Haschen gefallen und brummte vergnüglich dazu, aber fangen ließ sie sich nicht.

Währenddessen untersuchte Hans Jochen das Werk seiner Zerstörung. Die Glasscheibe des Bildes war vollständig zersplittert, einige der Scherben hatten sogar das Gemälde selbst durchbohrt, und wie Hans Jochen die spitzen Glasstücke recht vorsichtig herausziehen wollte, zerriß das ganze Bild, und aus seinem Bauche quollen, wie von unsichtbarer Hand geschoben, drei — vier — fünf — und immer — mehr große blaue Kaffeescheine hervor.

Starren Blickes und mit zitternder Hand hielt Hans Jochen das kostbare Bündel.

„Onkel-Krauses-Tresor!“ flüsterte er.

Da — Frohlocken vom Kleiderschrank:

„Ich habse, Herr Leutnant, ich habse!“

„Drück sie nicht, um Gottes willen, drück sie nicht!“ sagte Hans Jochen in stehenden Tönen. Er barg schnell die Banknoten in der Tasche und nahm, vorsichtig wie ein Kleinod, den Brummer dem Burschenausderhand.

„Du liebes Ding! Komm, ich will dich hegen und pflegen, du gute, liebe Guse!“

Er suchte eine leere Zigarettenpackung, stach etliche Löcher in den Deckel, streute eine Prise Zuder in das Innere und sperrte dann vorsichtig das arretierte Fliegentier hinein.

„Verzeihe, meine liebe Guse, daß ich dich in so elenden Pappkäfig stecke! Heute abend sollst du einen aus lauterem Silber haben!“

Bernhard schlich mit verstörtem Antlitz hinaus, und als er vor der Tür Herrn Leutnant v. Hennig traf, sagte er: „Gehen Sie nicht rein, Herr Leutnant! — Bei Herrn Leutnant Helmer ist hier oben was nicht ganz richtig; er pouffiert mit einer Fliege!“

— Bernhard zeigte an seine Stirn.

„Quatschkopp!“

Herr v. Hennig klinkte am Griff. Die Tür blieb verschlossen.

„Hans Jochen?“

„Entschuldige mich, bitte, Willy. — Habe ganz notwendig etwas zu ordnen!“

„Du machst mir doch keine Dummheiten, auf die du etwa durch dein Nachdenken gekommen bist?“

„Ohne Sorge! — Hab' mich mein Lebtag noch nicht so wohl befunden wie jetzt!“

„Na, dann amüsiere dich gut!“

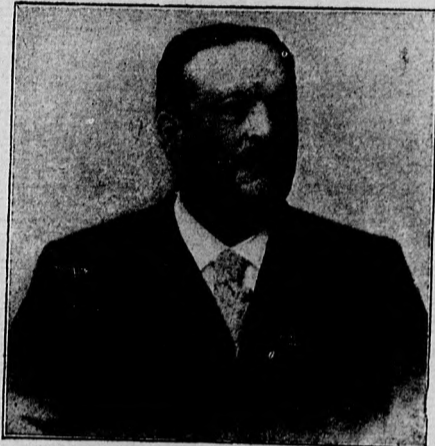
„Danke! — Abriens — willst du vielleicht die Kameraden heute abend in meinem Namen ins Kasino bitten zu 'nem Köffel Suppe und 'nem Schluck Hausmarke?“

„Donnerwetter, gern! — Ich bitte um Kommentar!“

„Kommentar — heut' abend! Schluß!“

Zwei Stunden später stand Hans Jochen im ersten Juwelierladen der Garnison und erhandelte gegen schweren Mamon eine kleine, massiv silberne Kassette. In den Deckel ließ er zwölf kleine Löcher bohren und schritt dann in bester Laune zur Kaserne. — Ein Mann seiner Schwadron stand Posten und salutierte. — „Der Griff war gut, Meinig! Holen Sie sich auf der Wache einen Taler!“

Wie des wackern Mänen Antlitz strahlte! — Leutnant Helmer quartierte in seinem Zimmer zunächst die Fliege, die sich anscheinend sehr wohl befand, aus der Zigarettenpackung in die silberne Kassette.



Landesdirektor Frhr. Otto v. Manteuffel,
der neue Präsident des preuß. Herrenhauses.
(Mit Text.)



Ansicht von Lissabon. Im Vordergrund der „Rocio“, der Platz Dom Pedro IV. (Mit Text.)

„So, meine Susse, das wird nun dein Heim, du hast es rechtlich verdient!“

Am Abend versammelten sich die jüngeren Herren des Offizierskorps im Kasino.

„Bitte, austreten lassen! — Werte Kameraden! — Sie wissen —“

„Wir wissen nichts!“

„Also, Sie wissen nicht, daß ich seit heute ein anderer Mensch geworden bin; denn ich habe seit heute Geld! — Wiberlich viel



Jagdweiser. Gemälde von Adolf Eberle. (Mit Text.)
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Man aß, man trank — und wußte nicht, welchem Zufall man diese Genüsse zu verdanken hatte.
„Geduld, Kinder, Geduld!“ vertröstete Hans Jochen die Zubringlichen. — Endlich erhob er sich. „Werte Kameraden!“
„Bravo!“

Geld!! — Ich habe seit heute keine Schulden mehr! — Ich bin heute sogar imstande, Ihnen das längst fällige ‚Krauseessen‘ mit Zinsen zu bieten. — Und das verdanke ich alles — meiner Susse!
„Ah — — ah!“
„Hoch Helmers Braut!“ — „Ist sie hübsch?“ — „Aus guter

Familie?" — „Wann ist Verlobung?" Von allen Seiten erschollen solche und ähnliche Zurufe.

Hans Jochen lächelte verschmigt. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Euse in kurzen Zügen schildere: Sie hat große braune Augen!"

„Gut, sehr gut! Ganz mein Fall!" flötete der kleine Jagen. „Sie hat Füßchen, so klein — Sie haben keine Ahnung!"

„Und trotzdem kann sie, wie es scheint, auf großem Fuße leben!" warf Leutnant v. Hüttig ein.

„Sie hat einen süßen, kleinen Mund, ein allerliebsteß Nüsselchen!"

„Die Nüsselbraut!" schrie einer.

„Sie hat ein schillernd Hinterteil!"

„Hört — hört!"

„Der Kerl ist bezech! Er lästert seine Braut."

Alles war außer Rand und Band. Aber Hans Jochen winkte mit überlegener Ruhe. „Meine Euse hat sechs Beine, viere zum Laufen und zweie zum Bremsen!"

Alles johlte und schrie. „Seine Braut ist ein Insekt!" — „Eine elende Mißgeburt!"

„Bitte, meine Herren! Meine Euse hat nette Flügel und kann wunderschön brummen!" Er winkte Bernhard, und dieser brachte auf einem Tablett die silberne Kassetten. „Sehen Sie, meine Herren, in diesem Kästgen steckt meine Euse!"

Man warf mit Bierfilzen und Sektstöpfeln nach Euses Domizil, bis sich Hans Jochen das ernstlich verbat.

„Meine Herren, Sie sind undankbar und pietätlos. Lassen Sie sich die Geschichte meiner Euse erzählen — und Sie werden in Verehrung ersterben!"

Und er erzählte, wie er am Nachmittag nachgedacht, wie ihn die Fliege gestört und er seinen Pantoffel nach ihr geworfen. Wie er das von Onkel Krause geerbte Bild verwundet und aus der Wunde diese sträfliche Menge Geldes gekommen sei.

„Und nun, meine Herren, entscheiden Sie: Wem habe ich meinen Besitz — und Sie dieses Liebesmahl zu danken?"

Man erhob sich von den Plätzen, und einstimmig ertönte: „Der Fliege! Der Euse!"

Leutnant Helmers Euse stand nun in hohen Ehren im Regiment. In der zweiten Schwadron wagte niemand mehr, eine Fliege zu töten, weil man doch nicht wissen konnte, ob das Opfer nicht Herrn Leutnants Euse sei, die vielleicht einen Bummel durch die Mannschaftsstuben unternommen hatte. Die Geschichte mit Hans Jochens Schossfliege hatte noch eine andere Folge; die Offiziersburschen erzählten wenigstens davon.

„Mein Leutnant hat gestern alle alten Bilder — — — „Meiner auch!" — „Meiner auch!" — „Meiner auch!"

Alle Leutnants hatten eben — nun, was? Sie hatten eben alle alten Bilder untersucht, ob nicht auch in Staub und Spinnweben ein Bündel Banknoten den hundertjährigen Schlaf schlummere und seiner Erlösung harre. Aber den Erfolg dieser Bildersündererei wußten leider die Burschen nichts zu sagen.

Das war im Mai 1870.

Drei Monate später. Am Abendmenwalde loderte Wachtfeuer an Wachtfeuer. Um einen der brennenden Holzstöße hatten sich die Offiziere des X. Manenregiments versammelt.

„Nun, Hans Jochen, was wird deine Euse machen zu Hause?" fragte Herr v. Hennig.

„Meine Euse? Die macht zu Hause gar nichts; denn die habe ich mit!"

„Du bist verrückt, Kerl!"

„Danke verbindlich! Aber meine Euse ist mein Talisman, sie hat mir Glück gebracht! Warum sollt' ich sie nicht mitnehmen? Er zog unter seiner Feldbinde eine kleine silberne Schachtel mit etlichen Löchern hervor und blickte liebevoll hinein.

In diesem Augenblick ward das gesamte Lager durch stillen Alarm mobil gemacht. Eine Minute später saßen die Schwadronen auf. Die Treffen wurden geordnet, und wie ein heiliges Ungewitter stob die Reiterschar den Föhrenberg hinab! Das war ein grausig schönes Bild: das Jagen und Hasen und Stürzen, das Ausbäumen der getroffenen Rosse — und die Musik dazu und das Knattern der Chassepots und das gebehnte, zischende Pfeifen der Kugeln! Das klang wie Höllenlärm!

Hans Jochen war seiner Schwadron weit voraus. Sein Vollblut griff mächtig aus. Er schwang, aufschauzend vor Kampfeslust, seinen Wallasch im Kreise. Da traf ihn ein furchtbarer Stoß an den Unterleib, und dann fuhr es ihm wie mit glühender Hand an der Hüfte entlang. Einen Augenblick versetzte es ihm den Atem, und er knickte zusammen. Er drohte vom Pferde zu stürzen. Und hinter ihm brauste donnernd die Masse seiner Reiter! Da saßte eine nervige Faust in die Zügel seines Wallachs. Sie riß das Tier beiseite, und in kurzer Zeit waren sie außer Bereich des Regiments. Der treue Bernhard hatte seinen Herrn gerettet. Er bettete ihn auf den Nasen, öffnete ihm die Halsbinde, stellte seine Feldflasche neben den Verwundeten, und dann stob er seiner Schwadron wieder nach.

Als Hans Jochen aus seiner Ohnmacht erwachte, lag er in einem fliegenden Lazarett. Der Oberarzt trat auf ihn zu. „Na, Herr Leutnant, ich gratuliere! Ein kleiner Streifschuß. In acht Tagen können Sie wieder zu Roß. Aber wenn Sie nicht zufällig die silberne Streichholzschachtel im Gurt gehabt hätten, Sie hätten einen Unterleibschuß weg — au weih! — Sehen Sie: so hat die Kugel Ihre silberne Schachtel zerwürgt." Der Oberarzt nahm aus der Tasche einen silbernen Klumpen und gab ihn dem Verwundeten.

Hans Jochen blickte lange und feuchten Auges auf die Schachtel; dann sagte er leise: „Meine Euse!" —

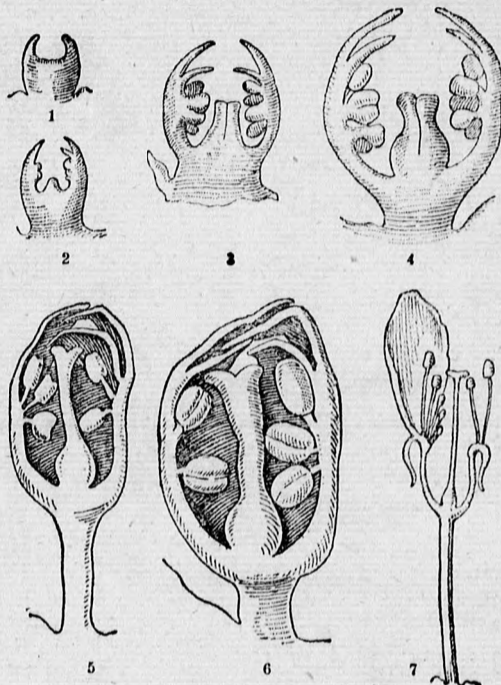
Entwicklung der Kirschblüte.

Von N. Francé. (Nachdruck verb.)

Man hat in dem Heidelberger botanischen Garten das Blühen der Kirschbäume auf das allergenaueste erforscht und dabei gefunden, daß es sich in ziemlicher Unabhängigkeit von den Launen des Wetters abspielt. Diese Tatsache ist so bemerkenswert und allen Alltags Erfahrungen so widersprechend, daß ich nicht umhin kann, sie ausführlicher zu schildern.

Nach diesen Untersuchungen, die neuerdings von anderer Seite ihre Bestätigung fanden, zerfällt die Entwicklung der Blütenknospen der Kirsche in zwei streng geschiedene Perioden, zwischen denen die Winterruhe liegt. Nur dauert diese nicht so lange wie die blattlose Zeit des Baumes, die man für gewöhnlich als die Ruhezeit der Vegetation ansieht. In Heidelberg währt die „entwicklungslose Zeit" nur von Ende Oktober bis Anfang Februar. Die erste Wachstumsperiode der Blüten beginnt schon lange, bevor wir Menschen sie veranlassen würden, wenn wir das Blühen der Bäume zu dirigieren hätten. Kein Hausvater ist so

vorausichtig wie die Natur. Noch bevor sich die Blüten des Jahres 1908 entfalten, legt sie schon jene des Jahres 1909 an! In aller Verborgenheit, im heimlichsten Winkel der Knospe reißt da die Blüte als zarte Wulst heran, mehrt Zelle um Zelle, verschiebt und ordnet ihre Bausteine so lange, bis sie etwa im Juli auch dem unbewaffneten Auge als feines Netzlein erkennbar wird, als stechnadelkopfgroßes Schüsselchen, in dessen Grund wieder kleine Wülste aufsprießen. Zarte Köpfschen erheben sich, hauchdünne Blättlein breiten sich schüßend darüber, und im wohlgeborgenen Zentrum wölbt sich langsam das „süße Geheimnis" der zukünftigen Blume, die Knospe, die schon den zur Befruchtung herantretenden Samen in sich birgt. Diese sachten Regungen und Entfaltungen dauern den ganzen Sommer über, bis spät in den Herbst hinein. Noch lange, nachdem die Äquinoxtialstürme das letzte verdorrte Blatt vom Baume gerissen haben und er wie tot dasteht, sind in ihm tausend und aber tausend Knospen rastlos tätig, das Blütenfest des kommenden Frühlings vorzubereiten. Die Natur denkt im Herbst wahrscheinlich nicht ans Sterben, wie wir Kurzsichtigen so lange glaubten; unerschöpflich entquillt ihr Leben und Lebenslust, und dort, wo wir Ruhe und Tod zu sehen vermeinen, ist es nur die beklagenswerte Beschränktheit unseres Blickes, welche uns irreführt. Nirgends sieht man dies so deutlich wie an der angeblichen Winterruhe der Knospen. Ende Oktober erstarren sie und erwachen erst wieder durch die matten Klüße der Februarsonne. So spiegelt es uns das Auge vor. Aber in Wirklichkeit hat die Knospe trotz Schnee und Kälte nicht geruht. Ungeheure Wandlungen haben sich an ihr vollzogen; es ist etwas vorgegangen, für das uns noch das richtige Verständ-



Die Entwicklung der Kirschblüte.

Vergrößerte Durchschnitte der Knospen von der ersten Anlage bis zum Ausblühen. 1 = Die Knospe am 25. Juli. 2 = Dieselbe am 25. August. 3 = Am 17. September. 4 = Die Knospe am 11. Oktober. In diesem Stadium bleibt die Knospe bis nach Weihnachten. — Die Weiterentwicklung setzt erst im Vorfrühling ein. 5 = Die Knospe am 21. März. 6 = Am 2. April. 7 = Die ausbrechende Knospe am 8. April. (Nach den Originalen von Kelenash.)

aus. Sein Voll-
eud vor Kampfes-
n furchtbarer Stof-
it glühender Hand
es ihm den Atem,
de zu stürzen. Und
Meiter! Da sagte
Sie riß das Tier
ich des Regiments.
et. Er bettete ihn
e seine Feldflasche
seiner Schwadron

erwachte, lag er in
auf ihn zu. „Na,
weißschuß. In acht
Sie nicht zufällig
hätten, Sie hätten
g — au weih! —
ugel Ihre silberne
er Oberarzt nahm
übernen Klumpen
ndeten.

ange und feuchten
; dann sagte er

Kirschblüte.

116. (Nachdruck verb.)
idelsberger botani-
Blühen der Kirsch-
ueste erforscht und
sich in ziemlicher
Launen des Wet-
ache ist so bemerk-
agerfahrungen so
nicht umhin kann,
ern.

ungen, die neuer-
ihre Bestätigung
icklung der Blüten-
wei streng geschie-
denen die Winter-
diese nicht so lange
des Baumes, die
die Ruhezeit der
Heidelberg währt
" nur von Ende
bruar. Die erste
üten beginnt schon
en sie veranlassen
Blühen der Bäume
n Hausvater ist so
h die Blüten des
3 Jahres 1909 an!
der Knospen reißt
lle um Zelle, ver-
s sie etwa im Juli
ein erkennbar wird,
nen Grund wieder
en sich, hauchdünne
en wohlgeborgenen
mnis" der zukünf-
befruchtung heran-
egungen und Ent-
bis spät in den
inotialstürme das
en und er wie tot
d Knospen raslos
ags vorzubereiten.
icht ans Sterben,
schöpftlich entquillt
rte Beschränktheit
ds sieht man dies
ibe der Knospen.
wieder durch die
es uns das Auge
Schnee und Kälte
an ihr vollzogen;
richtige Verständ-

nis fehlt. Wir können es erst an den Folgen erkennen und nur als innere Wandlung bezeichnen. Wie wenn das Knöpflein ein seelentiefer Mensch wäre, der durch innere Erlebnisse zu einem anderen Wesen wird. In einer Periode scheinbarer Verhärtung und Untätigkeit formt es sich um, und nur dadurch wird es befähigt zu neuem Leben. Askenasy, derjenige Botaniker, der die Kirschblüte zuerst untersuchte, sagt, aus seinen Versuchen gehe deutlich hervor, daß die Blütenknospen der Kirsche zwischen Ende Oktober und Ende Dezember eine Änderung in ihrer Beschaffenheit erleiden, die sich nicht in einer Gewichts- und Größenzunahme der Teile, sondern nur in dem verschiedenen Verhalten zu höheren Temperaturgraden zu erkennen gibt. Es liegt nahe, anzunehmen, daß diese Änderung chemischer Natur ist.

Was berechtigte ihn zu dieser überraschenden Erklärung? Welche Tatsache verrät die angebliche innere Wandlung? Wir hörten es schon: eine Änderung in dem Einflusse der Temperatur auf die Blütenentwicklung. Sie zeigt sich darin, daß wir ruhende Zweige der Kirsche im November oder anfangs Dezember vergeblich in das Warmhaus bringen. Sie schlagen nicht aus. Wohl aber geschieht dies nach Weihnachten. Nach der hohen Zeit der geheimnisvollen Zwölfnächte ist ein großer Teil der heimischen Pflanzenwelt wie verwandelt. Waldurs Geburt, die Wintersonnenwende, brachte ihnen wirklich die Auferstehung. Von da ab brauchen sie nur noch günstige Temperatur, damit Blüte und Blatt rasch, mit zauberhafter Schnelligkeit, sich entfaltet. Aber vor Weihnachten könnte es noch so warm sein, sie bleiben

es los und harren ruhig der inneren Wandlung, die ihnen nicht von der Wärme, sondern von der Zeit kommt.

Von den ersten wärmeren Tagen des Nachwinters an beginnt dagegen für die Kirschblüte eine Zeit der gewaltigsten Entwicklung. Die Blüten wachsen an Größe und Masse anfangs langsam, später schneller, zum Schluß mit erstaunlicher Geschwindigkeit. In den letzten 6—10 Tagen vor ihrer Entfaltung verdoppeln sie ihr Gewicht; in den letzten Tagen wird eine federleichte Kirschblüte täglich um $\frac{1}{100}$ Gramm schwerer. Das macht bei 200 000 Blüten, die ein nur mittelgroßer Kirschbaum hat, eine kolossale Arbeitsleistung aus.

Alle diese Tatsachen bringen uns aber dem Verständnis des Lebens um einen gewaltigen Schritt näher; die Poesie des Frühlings erhält durch den Gelehrten eine solche Folie des Wissens, daß jeder Kirschbaum für den Wissenden ein ergreifend ernstes Erlebnis wird, weil er uns an die tiefsten Tiefen des Seins mahnt. Im lieblichen Zauber des Frühlingsblütenmeeres tritt uns wuchtig und schwer das Lebensrätsel entgegen. Vorläufig hat es die Gestalt, daß die Pflanzen innere Fähigkeiten besitzen, welche sie teilweise in der Entwicklung unabhängig machen von den Einflüssen der Temperatur.

Wir sehen deutlich, daß die Sommertemperatur die Entwicklung der Kirschblüte gar nicht beeinflusst. Aber auch während der Frühlingsentwicklung vermögen Schwankungen der Temperatur den Verlauf des Wachstumstempos nicht zu ändern. Die Blüten entwickeln sich im März stets rascher als im Februar, und es ist dabei gleichgültig, ob der März wärmer ist als der Februar oder nicht. Nur auf den Gesamtverlauf der Blütenbildung hat die Temperatur Einfluß, und ein nasses, dabei warmes Frühjahr sieht die Gegenden früher im Blütenprangen als ein kaltes und trockenes. Ganz besonders aber gibt sich die teilweise Unabhängigkeit der Lebenserscheinungen von der Temperatur dadurch zu erkennen, daß vom Oktober an die Knospenentfaltung ruht, mag nun ein herrlicher Spätherbst die Sommerwärme wieder auf Wochen zurückrufen, oder ein Frühwinter uns um dieses späte Glück der letzten Herbsttage bringen.

Der Gerettete.

Gerade im Begriff, den Bahnsteig zu verlassen, auf dem er soeben angekommen war, hörte Richard Zahnke durch das Röhren und Pfäuchen einer sich in Bewegung setzenden Lokomotive seinen Namen rufen. Überrascht blickte der Reisende auf; aus einem Kupeefenster eines langsam zur Halle hinausfahrenden Zuges winkte ihm ein Herr lebhaft mit der Rechten zu.

Zahnke sprang rasch näher und schüttelte, eine Strecke neben dem Zuge laufend, des Bekannten Hand. „Nun Tag, Otto! Wie

geht's — gut, ja? Schade, daß du gerade fortfährst! ... Sag mal, was macht denn unser Freund Erich Kühn? Habe ihn seit meinem Fortzuge von hier nicht wieder gesehen und will ihn bei Gelegenheit meiner heutigen Durchreise natürlich besuchen."

In dem Gesichte des Gefragten erschien ein Ausdruck, den Richard Zahnke nicht zu deuten wußte; dann erhielt er zur Antwort: „Ach, der Erich Kühn! Du, der steht seit Monaten mit einem Fuße im Grabe, der — — Die folgenden Worte ver- schlang das Rassel der immer schneller rollenden Räder.

„Glückliche Reise!" rief der Zurückbleibende noch einmal, dann begab er sich langsam zum Ausgang.

Die ungünstige Nachricht über seinen Freund Erich Kühn hatte seine Laune tief herabgestimmt, er fühlte im Herzen aufrichtige Trauer. Was mochte Erich Kühn an den Rand des Grabes gebracht haben? Das Alter war es nicht, Kühn stand noch in jungen Jahren. Also eine schwere Erkrankung, vielleicht ein Unglücksfall?

„Ich will mir doch sofort Gewißheit verschaffen und den Freund ohne Verzug auffuchen", dachte Zahnke. „Erich wohnt ja ganz in der Nähe des Bahnhofes."

Zehn Minuten später weiteten sich Zahnkes Augen in freudigstem Staunen, denn der todkrank geglaubte Freund trat ihm frisch und gesund entgegen. „Na, Richard, das nenne ich einmal eine angenehme Überraschung! Dein Besuch wird doch hoffentlich recht lange dauern? ... Aber was machst du für ein erstauntes Gesicht?"

„Ja, hör mal, Erich, wie soll ich mir das erklären? Ich sehe dich

— dem Himmel sei Dank! — gesund und munter wie einen Fisch im Wasser vor mir, und vor kaum fünfzehn Minuten erzählte mir Otto Breittopf auf dem Bahnhof, du stündest seit Monaten mit einem Fuße im Grabe! Bist du so plötzlich gesund geworden oder hat Otto gelogen?"

Erich Kühn lächelte. „Der Mann hat dir schon die Wahrheit gesagt, aber nun ist die Gefahr für mein Leben glücklich beseitigt: heute vormittag habe ich nämlich — mein Automobil verkauft."

Unsere Bilder

Herzog Ernst II., der neue Herzog von Sachsen-Altenburg. Durch den Tod des Herzogs Ernst I., dessen Porträt wir in einer früheren Nummer brachten, ist sein Neffe Prinz Ernst, der Sohn seines im Vorjahre verstorbenen Bruders, sein Nachfolger auf dem altenburgischen Throne geworden. Der neue Herzog steht im Alter von siebenunddreißig Jahren und ist vermählt mit Prinzessin Adelheid zu Schaumburg-Lippe. Dieser Ehe sind zwei Söhne und zwei Töchter entsprossen. — Gleichzeitig bringen wir eine Ansicht von dem herzoglichen Residenzschloß in Altenburg, welches auf einem Porphyrfelsen erbaut, den Blick des Beschauers fesselt. Bis in die heidnische Vorzeit verliert sich die Geschichte des Schlosses, denn die alten Sorben und Wenden sollen schon im sechsten Jahrhundert den Felsen besetzt und König Heinrich I., der Städtebauer, dem auch die Gründung Altenburgs zugeschrieben wird, hier im zehnten Jahrhundert eine feste Burg erbaut haben. Eben an war diese Feste eine „Reichsburg" und stand unmittelbar unter dem Schutze und der Oberhoheit der deutschen Kaiser. Allgemein bekannt ist die an dieses Schloß sich knüpfende Geschichte des Prinzenraubes im Juli 1455 durch den Ritter Kunz von Kauffungen. In der Rüstkammer des herzoglichen Schlosses werden noch Stücke von der Strickleiter gezeigt, sowie die Rüstungen der jungen Prinzen Ernst und Albert und das Richtschwert, mit dem Kunz von Kauffungen's Bruder Dietrich hingerichtet wurde.

Landesdirektor Freiherr Otto von Manteuffel, der neue Präsident des preussischen Herrenhauses. Freiherr von Manteuffel, dessen Vater unter König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen Ministerpräsident war, gehört dem Herrenhause seit fünfundsiebenzig Jahren an. Er ist der Nachfolger des kürzlich verstorbenen Fürsten zu Inn- und Anspach.

Ansicht von Lissabon. Durch die Ereignisse, welche sich in letzter Zeit in Lissabon abgespielt haben, ist das Interesse für Portugal und seine Hauptstadt in den Vordergrund gerückt, und wir bringen deshalb vorstehend eine Ansicht von Lissabon. Terrassenförmig, mit prachtvollen Ausblicken über das weite Meer und das bergige Land, baut sich die Stadt mit ihren weißen, in der Sonne glänzenden Häusern an den blühenden Ufern des Tago auf, dessen breite Mündung einen geräumigen und sicheren Hafen bildet, so daß die größten Kriegsschiffe ganz nahe bei der Stadt ankeren können. Hier, nach allen Seiten geschützt, liegen ständig Hunderte von Schiffen aus aller Herren Ländern, denn Lissabon ist eine Handelsstadt von hoher Wichtigkeit, die mit England, Deutschland und Frankreich in regem See-

Begrüßung.



Wo ist der Spaziergänger?

verlohr steht. Dem Meere allein verdankt sie, daß sie jetzt zu einer modernen Großstadt mit gegen 400 000 Einwohnern herangewachsen ist, mit schönen Palästen und großen, schattigen Gärten, denen die hohen Palmenalleen und die immergrünen Bäume ein fast tropisches Aussehen geben, mit schönen, breiten Straßen und großen Plätzen. Das schönste Viertel der Stadt ist die Baixa, der am tiefsten, unmittelbar am Hafen gelegene Stadtteil, der seine vorzügliche Anlage allerdings einer schrecklichen Katastrophe verdankt. Am 1. November 1755 nämlich wurde Lissabon von einem gewaltigen Erdbeben betroffen, das zwei Drittel der Stadt völlig zerstörte und 30 000 Menschen das Leben kostete. Der damalige erste Minister Portugals, Marquis Pombal, ließ dann die zerstörten Stadtteile schöner und prächtiger wieder aufbauen. Die vornehmste Straße Lissabons ist heute die Avenida; achtzig Meter breit, hat sie zwei Fahrwege und zwei mit Anlagen und Springbrunnen geschmückte Promenaden. Außer dem königlichen Park, dem zoologischen Garten im Norden der Stadt, der Praça do Principe Real, einem schönen, viereckigen, schattigen Garten, hat Lissabon noch fünfzig größere und kleinere Plätze. Die Bauwerke Lissabons zeichnen sich dagegen nicht durch architektonische Schönheiten aus; nur die Kirchen, deren die Stadt zweihundert besitzt, sind bemerkenswert, vor allem die Kathedrale Santa Maria in der nach dem Meere zu gelegenen Vorstadt Belem, ein gewaltiges, teilweise schon zerfallendes Gebäude, in halb arabischem, halb römisch-gotischem Stil. Die einzelnen in verschiedener Höhe gelegenen Stadtteile sind durch zahlreiche Treppen, Bahnrabahn und Aufzüge miteinander verbunden.

Jagdeifer. Adolf Eberle gehört zu den besten Malern der Münchener Schule und hat sich besonders durch seine reizvollen Genrebilder einen Namen gemacht. Auch sein Gemälde „Jagdeifer“ legt ein glänzendes Zeugnis für seine Kunst ab. Die Gestalt des alten Försters ist ihm meisterhaft gelungen, ebenso die vier Hunde — prächtige Exemplare —, denen man die Spannung ansieht, mit welcher sie jede Bewegung des Försters beobachten, der soeben den Hirschfänger übergehängt hat und nun nach der Büchse greift. Dieser Anblick bringt allen Jagdeifer der flinken Vierfüßler in Aufruhr; wie ihr Herr kennen auch sie nichts Schöneres, als den Wald zu durchstreifen und das Wild aus seinen Schlupfwinkeln aufzustöbern. Ob's auch für ihn Arbeit geben wird? denkt der krummbeinige Teufel, der gar zu gern den Füchsen und Dachsen nachstellt. In seiner Ungeduld, diese wichtige Frage gelöst zu sehen, ist er geradenwegs auf die Bank gesprungen, mit klugen Augen zu dem Jäger anschauend, ob der auch ihm erlauben wird, an dem genutzreichen Sportvergnügen teilzunehmen.



Bei der Gegenübernehmung.
„Wie alt sind Sie?“
„Ja, wissen denn der Herr Amtsdirektor vielleicht eine gute Partie für mich?“

in Eden Zustucht. Gebt sie ein Ketter vom Boden auf, so verhalten sie sich ganz willenlos und tragen oder beißen nie. Vögel scheinen vom Feuer hypnotisiert zu werden und bleiben meist völlig still, selbst der geschwätige Papagei tut gegenüber einem Feuer nicht den Schnabel auf. Rabe zeigen sich, gleich den Hunden, nicht beunruhigt. Sie lassen sich leicht wegführen und finden oft selbst einen Ausgang aus der Gefahr.

Gemeinnütziges

Grieskuchen. 12 Eigelb, 275 Gramm Zucker, 250 Gramm feinsten Gries rühre man eine halbe Stunde nach einer Seite, gebe die abgeriebene Schale einer Zitrone und den steifen Schnee von 9 Eiern zu. In einer gut gebutterten Form wird die Torte eine Stunde gebacken.

Salz ist für Hühner nicht minder notwendig wie für andere Haustiere. Ein Salzangel macht die Tiere schwächlich und wenig widerstandsfähig gegen Krankheiten, auch die Eier sind weniger gehaltreich.

Wenn Kinder unter nächtlichem Ausschreden leiden, so lasse man diese vor dem Zubettegehen eine Minute lang Wasser treten. Hierzu füllt man eine Badewanne so weit mit kaltem Wasser, daß es dem Kinde bis zum Knie reicht.

In größeren Parkanlagen ist es üblich, das Laub aus den Gruppen zu entfernen. Das geschieht aus Gründen des ordentlichen Aussehens, ist aber keinesfalls vorteilhaft. Eine gute Lehre gibt uns da der Wald, dessen Wüchsigkeit nachläßt, sobald die Laubbede weggenommen wird. Sie ist nicht nur Dünger, sondern hält den Boden offen, der dabei ungestört arbeiten kann.

Wenn man Erbsen sät, weiß man lange nicht, ob man auch ernten wird; denn vielfach fressen die Vögel, vornehmlich die Sperlinge, und auch die Mäuse den Samen weg. Um das zu vermeiden, sehe man darauf, daß keine Erbse unbedeckt auf dem Beete liegen bleibt. Man bedeckt sie sorgfältig zu; denn wenn die Sperlinge auch nur eine Erbse finden, entdecken sie die anderen auch sehr schnell. Man kann die Saaterbsen auch besäen und mit Mennige bestreuen. Solche rotgefärbte Erbsen rühren die Tiere nicht an.

Dürfen Bruteier gewaschen werden? Vielfach besteht die Meinung, daß durch das Waschen der Bruteier dieselben ihre Tauglichkeit einbüßen. Das ist nicht der Fall. Bei beschmutzten Eiern kann ein Waschen nur nützen, schließlich ist ein Abwaschen in lauwarmem Wasser kurz vor dem Ausbrüten sogar geboten, weil die Klüden die harte Schale leichter sprengen können.

Scharade.

Gott grüße dich, junger Chemann!
Du hast, wie ich hoffe, recht getan,
Daß du mit eins dich liehest zwei drei.
Das Ganze schlechte nie herbei!

Melitta Berg.

Homonym.

Sobald der Winter ist gekommen,
Werd ich zum Spiele gern genommen.
Du findest mich dann aber auch
Zur Sommerzeit an einem Strauch.

Julius Fald.

Allerlei

Das Schreckenskind. „Onkel, schaff dir doch 'nen Strohhut an!“ — „Warum — der ist ja ganz gut!“ — „Aber Mama sagte zu Papa'n: Wenn ich nur den Filz von Onkel nicht mehr zu sehen brauchte!“

Aus dem Salon. „Was, unser junger Anwalt verkehrt schon ein Jahr in diesem Hause voll heiratsfähiger Töchter, ohne sich verlobt zu haben?“ — „Ja, der verteidigt sich glänzend.“

Untrügliches Kennzeichen. Hausfrau (zur neuen Köchin): „Mein, Nanni, wie elegant Sie gekleidet sind! Da wird man schließlich ja gar nicht wissen, wer die Frau und wer die Köchin ist.“ — Köchin: „O doch, gnädige Frau, beim Kochen kennt man's schon!“

Einer sachmännischen Schätzung nach passieren den Kanal zwischen dem Festland und England in beiden Richtungen täglich 900—1000 Schiffe. Die Gläubiger eines Marceller Kaufmanns, der vor zwei Jahren seine Zahlungen eingestellt hatte, sind von dem Konkursverwalter benachrichtigt worden, daß ein zur Masse gehöriges Los einer Serienlotterie in der letzten Ziehung mit einem Gewinn von 80 000 Mark herausgekommen ist. Damit können alle Schulden des Falliten gedeckt werden.

Ein Prellschuß. Als bei Chartres eine Kugel gegen den Fuß des alten Blücher fuhr, es sich bei näherer Besichtigung aber ergab, daß nur der Stiefel und nicht auch das Bein verletzt sei, sagte der alte Haubegen: „Das ist schade, denn wir haben bei der Armee mehr Doktors als Schusters.“

Vertraulich. Friedrich der Große geriet einmal über einen Bedienten in Horn und gab ihm eine Ohrfeige. Ruhig stellte sich darauf der Bediente vor den Spiegel und brachte seine Haare wieder in Ordnung, die des Königs Hand versträubt hatte. — „Was macht Er da?“ fragte der König. — „Ew. Majestät“, erwiderte der Diener, „die andern Diener im Vorzimmer draußen brauchen nicht zu wissen, was zwischen uns beiden vorgefallen ist.“ — Der König nahm eine Pfeife, lachte und ging in ein anderes Zimmer.

Die Tiere im Feuer. Die meisten Tiere fürchten sich vor dem Feuer und fliehen vor ihm voller Schrecken. Einige dagegen werden von Flammen gerabezu bezaubert und laufen hinein trotz der Schmerzen durch die Hitze. Ein Pferd in einem brennenden Stalle wird aus Furcht ganz wahnsinnig, während sich ein Hund Flammen gegenüber so ruhig wie gewöhnlich verhält. Er hält nur die Nase tief am Boden, wo die Luft am reinsten ist, und sucht ruhig nach einem Auswege. Vom Feuer bedrohte Katzen schreien jämmerlich. Sie wenden das Gesicht von dem Lichtschein ab und suchen

Quadraträtsel.

A	D	E
L	L	P
P	U	U

Die Buchstaben des Quadrates sind so zu ordnen, daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben. — Die Wörter bezeichnen: 1) Ein Gebirge. 2) Ein Vlautier. 3) Ein russisches Gewicht.

Logogriph.

Mit L ein Baum
Im weiten Raum.
Mit R dann auch
Am Baum und Strauch.
Mit B erblick
Ein Kleidungsstück.
Mit W darauf
Gebt's Lasten auf.

Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Scharade: Schnee, Mann, Schneemann. — Des Logogriphs: Saal, Baal, Baal.